

Mission als Friedensdienst

Walbert Bühlmann OFMCap., Rom

Wir leben in einer heillosen Zeit des Friedens, in der Stille vor dem Sturm. Wir haben nur sehr brüchige Garantien, daß auf Hiroshima nicht ein Euroshima und Mondoshima folgen werde. Der heutige Mensch wittert diese Möglichkeit und geht daher für den Frieden auf die Straße. In den 60er Jahren tat er das für die Revolution, in den 70er Jahren für die Ökologie, jetzt für den Frieden. Wer den Puls der Zeit fühlt, spürt, daß Friede bedroht ist und daß ein dritter Weltkrieg das Ende der Welt bedeuten könnte und höchstwahrscheinlich auch bedeuten würde.

Es ist gut, daß Menschengruppen in vielen Ländern gegen eine solche Aussicht protestieren und daß die Welt mit ihren Friedensdemonstrationen auch die Kirche auf ein Thema stößt, das eigentlich den andern Weg gehen und der Welt von der Kirche aufgedrängt werden müßte. Denn Kirche war von Anfang an gesandt, Frieden zu verkünden und Frieden zu schaffen, und je mehr der Friede bedroht ist, desto heftiger ist die Kirche herausgefordert, für den Frieden zu sorgen. Es wird sich zeigen, ob die Kirche in der gegenwärtigen Friedensdiskussion die Gelegenheit erfaßt oder einmal mehr die Chance verpaßt.

Ich habe nun nicht im Sinn, die Weltprobleme der Salt- und Start-Gespräche abzuwickeln. Wir werden vielmehr versuchen, von unserem spezifischen Standpunkt aus uns zu fragen: haben wir vom Evangelium her etwas Besonderes zum Friedensthema zu sagen, und welches sind dessen besondere Aspekte und Anliegen, für die wir von der Dritten Welt her advokatorisch eintreten müßten?

I. Die Theologie des Friedens

1. Frieden als messianische Verheißung

Es ist eine nicht zu beweisende, weil evidente Tatsache, daß jedermann sich im Tiefsten seines Herzens nach Frieden sehnt. Aber gleichzeitig lehrt uns die ganze Geschichte, daß der Mensch offenbar nicht Frieden schaffen und erhalten kann. So kamen die Völker, und in besonderer Weise Israel zur Einsicht, daß Friede ein Geschenk Gottes ist¹.

¹ Vgl. E. Biser, Friede, in: LThK IV, 366–369. R. Friedli, Frieden wagen. Ein Beitrag der Religionen zur Gewaltanalyse und zur Friedensarbeit, Freiburg-CH 1981. M. van Lay, Kirche im Entkolonisierungskonflikt, Mainz 1981. B. Häring, La pace sulla terra, in: *Liberi e fedeli in Cristo*, III, Roma 1981, 483–527.

Die Griechen und Römer definierten Frieden als „tranquillitas ordinis“ (Ruhe auf Grund der Ordnung) und sie glaubten, mit Hilfe der Waffen und der Götter durch die Unterwerfung der Feinde diesen Frieden zu schaffen. Israel konnte viel weniger auf seine Waffen vertrauen und erbetete um so mehr den Frieden als Gabe Gottes, erwartete ihn als Frucht seines Bundesverhältnisses mit Jahwe (Jes 48,22; 54,10; 57,20; Num 6,22f.; 25,12). Frieden wird zum zentralen Begriff der prophetischen Verkündigung und zu einem Stichwort für die Heilserwartung der messianischen Zeit (Jes 57,19; 66,12; Jer 33,6; Ez 34,25; 37,26).

In Jesus von Nazareth wird diese Friedensverheißung erfüllt. Schon bei seiner Geburt wird Friede verkündet für alle Menschen, die Gott liebt (Lk 2,14). Mit einem Friedensgruß heilt Jesus die Kranken und vergibt er die Sünden (Lk 7,50; 8,48). Er preist selig die Friedensstifter, denn sie werden Söhne Gottes genannt werden (Mt 5,9) und er hinterläßt den Jüngern, die ihm gefolgt sind, als teuerstes Erbe seinen Frieden, einen Frieden, den die Welt nicht geben kann (Jo 14,27). Nach der Auferstehung richtet er die geschlagenen Jünger auf mit dem Friedensgruß (Jo 20,19.26), und schließlich sendet er sie aus zur großen Friedensmission, um überall das Reich Gottes auszukünden, Teufel auszutreiben, Kranke zu heilen und allen Häusern, d. h. allen Menschen den Frieden zu bringen (Lk 10,5f.).

Gewiß gab es auch Konflikte und Jesus konnte sogar gegenüber den Pharisäern und Schriftgelehrten eine sehr harte Sprache führen. Aber die Exegeten neigen heute zur Ansicht, daß diese Streitreden offenbar nicht vom historischen Jesus so heftig gehalten wurden, sondern von den späteren Evangelisten aus ihrer bitteren Erfahrung mit der Synagoge und dem Hellenismus heraus so formuliert wurden, mit anderen Worten, daß diese Evangelisten ihren Ärger und ihre heftigen Reaktionen auf Jesus zurück projizierten. Jedenfalls machen diese Streitreden nicht den Kern des Evangeliums aus. Dieser bestand in der Ankündigung des Reiches Gottes, des Gnadenjahres des Herrn (Mk 1,15; Lk 4,19), und in den Parabeln vom barmherzigen Samariter, vom verlorenen Schaf, vom verlorenen Sohn (Lk 10,25–37; 15,3–7; 15,11–32), kurz, in der Lehre vom Vater im Himmel, der reich ist an Erbarmen, der den glimmenden Docht nicht auslöscht und das geknickte Rohr nicht bricht, der für die Blumen des Feldes und die Vögel des Himmels sorgt, und wie viel mehr für alle Menschen!

Wenn das Wort Pazifist nicht einen politischen Beigeschmack hätte, müßte man sagen: Jesus war ein reinster Pazifist, der keinen Wurm zertrat, noch viel weniger einem Menschen Gewalt antat; ein Idealist, der im Glauben an die große Güte des Vaters auch an die Güte des Menschen glaubte; ein Utopist, der den Menschen ein alternatives Lebensmodell vor die Augen stellte und es in seinem eigenen Leben verwirklichte.

So haben seine Jünger gemäß ihrem Auftrag den Frieden Christi überall hin gebracht. Sie erklärten ihre Botschaft kurzwegs „Evangelium des Friedens“ (Apg 10,36; Eph 6,15); sie eröffneten ihre Briefe mit dem Grußwort: „Gna-

de und Friede“ (Röm 1,7; 1 Kor 1,3 usw.); sie erklärten den Frieden als typische Frucht und Gabe des Geistes Jesu (Röm 8,6; 14,17; 15,13; Gal 5,22).

Das hebräische Wort „shalom“ = Friede, deckt sich inhaltlich mit dem, was Jesus mit dem Kommen des Reiches Gottes meinte, und was Paulus mit den Begriffen Erlösung und Heil ausdrückte. Es ist der Kern der christlichen Botschaft, das spezifische Geschenk Jesu an seine Menschheit.

2. Die Missionsgeschichte als Zerrbild des Friedens

Jetzt fällt es wie ein Raureif auf dieses idealistische Frühlingbild. Die Kirche ist von Jesus mit einer großartigen Friedensmission in die Geschichte entlassen worden. Sie sollte in allen Zeiten und Zonen Schalom ausrufen, die Welt schalomisieren, die Welt als ganze im Lichte der Liebe und des Friedens Gottes interpretieren.

Aber da können uns die Kirchengegner zurufen: „Schaut euch die Praxis an!“, und wir müssen kleinlaut zugeben, daß die Friedensmission Christi allzu rasch in einen Feldzug für Christus ausartete. Statt Interpretation für alle zu sein, ist die Kirche Institution für die wenigen geworden; statt Zeichen des Heiles für alle zu sein, wie es im Vatikanum II mit Verspätung wieder betont wurde, ist sie im Lauf der Geschichte Arche des Heiles gewesen für die wenigen Privilegierten. Was ich hier sage, ist einseitig, aber leider nicht falsch. Ich weiß, es gab in der Kirche immer auch ein großes Maß von Heiligkeit und Liebe, von Versöhnung und Erlösung, von Caritas und Kultur. Aber in ihren Beziehungen zu den Außenstehenden, zu den Juden und Heiden, zu den Häretikern und Schismatikern, ist die Kirche sehr absolutistisch und exklusiv geworden und man muß in der Rückblende, vom kritischen Standpunkt von heute aus gesehen, das brutale Urteil fällen, daß die Kirche in dieser Hinsicht fast immer fast alles falsch gemacht hat. Ich kann diese harte These nur mit einigen Stichworten belegen. Aber man ahnt, was alles hinter diesen Stichworten steht.

Vom 4. Jahrhundert an ließ sich die Kirche in einen Bund mit der Macht ein und wurde Staatskirche mit Privilegien und Territorien. Sie stellte Christus im Zug des Kaiserkultes dar als Pantokrator, Imperator, Triumphator. Sie entwickelte die Idee der Christenheit, eines geschlossenen religiösen, kulturellen, politischen Blockes, innerhalb dessen es echte Religion, echte Kultur, Hoffnung auf den Himmel gab, und außerhalb dessen man nur von Barbarismus und Götzentum und Weg zur Hölle sprach.

Auf Grund dieses Weltbildes hatte man keine Hemmungen, die Sachsen und Wenden mit Gewalt ins Reich einzugliedern; gegen die Sarazenen und Muslime zu den Kreuzzügen aufzurufen, die damals als Ausdruck höchster Gläu-

bigkeit betrachtet, heute als „häretisches Ideal“ bezeichnet wurden². Auch Spanien und Portugal, die von Papst Alexander VI. je eine Hälfte der neuen Welt erhalten hatten, „um die barbarischen Völker zu unterjochen und dort den katholischen Glauben auszubreiten“, haben diese Doppelaufgabe allzu sehr vermengt. In der neueren Zeit vom letzten Jahrhundert an blieben zwar Kolonialismus und Missionierung mehr, aber doch nicht ganz getrennt, und bis tief in dieses Jahrhundert hinein hielt sich das Klischeebild von den Heiden und Götzendienern aufrecht, die man nur bekehren oder aber verurteilen mußte.

Als konkrete Illustration und Fallstudie, die zeigt, daß es Ausnahmen gab, die aber zugleich die Regel bestätigen, kann in diesem Franziskusjahr (800 Jahre seit der Geburt des Heiligen) auf den lieben Heiligen aus Assisi hingewiesen werden. Er zog mit einem Kreuzfahrerschiff nach dem Osten und erreichte Ägypten, wo das Kreuzfahrerheer Damiette belagerte, eine heilige Stadt des Islams. Der Sultan hatte eben damals ein günstiges Friedensangebot gemacht: er wollte den Christen Jerusalem überlassen, falls sie von Ägypten abzögen. Aber der Päpstliche Delegat, Kardinal Pelagius, überzeugte die Kreuzfahrer, daß das II. Lateranische Konzil den Kreuzzug beschlossen habe, daß er darum Ausdruck des Willen Gottes sei und bis zu Ende durchgeführt werden müsse. Er wollte also nicht Frieden, sondern Sieg. Franziskus spürte, daß dies alles nicht im Geiste Jesu lag. Eines Tages entschloss er sich in seiner Naivität, den Sultan aufzusuchen. Er blieb bei ihm als Gast, redete ihm von der Liebe Gottes zu allen Menschen und gewann seine Freundschaft. Zum erstenmal sah der Sultan einen Christen nicht als Kreuzfahrer, als Feind, sondern als Mitmensch, als Freund. Nach einer Woche entließ er ihn mit Geschenken und gab ihm einen Freibrief für sein ganzes Reich. Erster Sonnenstrahl eines neuen Tages? Aber als Franziskus ins Kreuzfahrerheer zurückkehrte und gut vom Sultan sprach, wollte man ihm nicht glauben. Man hielt ihn für einen nicht ernst zu nehmenden Utopisten, für einen gefährlichen Pazifisten. Der Krieg wütete weiter, und als Verstärkungen eingetroffen waren, wurde die Stadt erstürmt und mit den gefangenen Muslimen äußerst hart verfahren. Nicht einmal die Jünger des Ordensgründers waren in der Lage, der Friedensspur des Heiligen zu folgen. Sie predigten allzu oft polemisch, statt evangelisch, und statt den Frieden Christi anzubieten, verhöhnten sie Mohammed und wurden entsprechend verjagt oder nicht selten auch getötet³.

Eine schwere Hypothek der Geschichte lastet auf uns. Würden die erwähnten Stichworte mit den vielen Archiveinzelheiten ausgeführt werden, wir würden heute noch erschauern. Wie gesagt, das ist nur die eine Seite, die Schattenseite. Aber sie gehört auch zum Ganzen. Wenn wir weiterhin die

² Häring, a. a. O. 581.

³ Weiter ausgeführt in *W. Bühlmann*, Das Missionsverständnis bei Franziskus von Assisi, in: *A. Camps* und *G. W. Hunold* (Hg.), *Erschaffe mir ein neues Volk. Franziskanische Kirchlichkeit und missionarische Kirche*, Mettingen, BKV, 1982, 13–29.

Missionsgeschichte apologetisch betreiben und nur die schöne Seite aufzeigen möchten⁴, dann kommen heute die Afrikaner und Asiaten und halten uns die andere Seite der Medaille vor Augen⁵. Wir können diese Geschichte nicht verleugnen, sollen aber dafür sorgen, daß sie nicht verlängert werde, sondern daß wir zur echten Friedensmission Christi zurückkehren.

Der Lateinamerikaner J. P. Miranda hat ein beachtenswertes Buch geschrieben: „Marx gegen die Marxisten“⁶. Er weist nach, daß Marx im Grunde ein „christlicher Humanist“ war (falls man Christsein nicht von Glaubensformeln, sondern von Grundhaltungen her beurteile), daß er es gut mit dem Menschen meinte, daß er nicht zum heutigen Marxismus stehen könnte, da dieser eine Machtstruktur, eine Vergewaltigung des Menschen, eine Ideologie geworden sei. Es wären vielleicht ähnliche Bücher zu schreiben mit dem Titel: Christus gegen die Christen, und: Franziskus gegen die Franziskaner. Wir alle haben Grund, im Blick auf die Geschichte „Mea culpa“ zu sagen, uns erneut zu bekehren und an das Evangelium des Friedens zu glauben!

3. Neu auf den Spuren des Friedens

Menschen, die über die heutige Kirchensituation jammern, möchte ich zuruhen: „Was führt ihr da für düstere Gespräche? Seht ihr denn nicht, wie die Kirche, was ihre Außenbeziehungen anbelangt, in einer viel besseren Lage lebt als je seit den ersten Jahrhunderten?“ In der Tat, vor 20 Jahren sind wir dank des Papstes Johannes XXIII. und des von ihm einberufenen Konzils wie aus einem langen Tunnel herausgekommen und mit allen den Gruppen, mit denen wir so lange gestritten haben, mit den Juden, den Heiden, den Ketzern, sind wir heute verbrüdet und haben gemeinsame Dialog- und Gebetsgruppen.

Wir haben nicht bloß neu den Weg des Friedens entdeckt, sondern auch neu den vollen Inhalt des Friedens erschlossen. Schalom meint Frieden, Erfüllung, Segen, Ganz-Sein, Heil-Sein, Intakt-Sein eines Menschen und einer Gemeinschaft, konkret: leibliche Gesundheit, psychologisches Wohlbefinden, wirtschaftlicher Wohlstand, kurz: eine Art Wiederherstellung paradiesischen Glückes.

Anstelle dieses umfänglichen biblischen Friedens hatten wir in der Geschichte einen Schalom-Ersatz produziert. Wir bezogen den messianischen Frieden nur noch auf das Jenseits, auf das, was nach dem Tode kommt. Wir sprachen

⁴ Während Papst Paul VI. zu verschiedenen Malen Schuldbekennnisse ablegte, scheint Papst Johannes Paul II. die Tendenz zu haben, alles zu beschönigen, z. B. in *Redemptor hominis* n. 12 und *Familiaris consortio* n. 10.

⁵ Zu diesem ganzen Abschnitt vgl. *W. Bühlmann*, Wenn Gott zu allen Menschen geht, Freiburg i. B. 1981, 71–119. *Ders.*, Missionsprozeß in Addis Abeba, Frankfurt a. M. 1977.

⁶ *Marx against the Marxists*, Maryknoll 1980.

nur von dem „ewigen Frieden“. Weil der Friede im Jetzt so wenig der messianischen Verheißung entsprach, haben wir ihn ins Jenseits verlagert und uns damit für unser Friedensengagement ein Alibi verschaffen. Wir verlagerten Frieden auch in die Innerlichkeit und sprachen nur noch vom „Seelenfrieden“, der nicht gestört werden könne, auch wenn die Welt von Unfrieden strotze. Damit will ich nicht sagen, daß die Kirche in der Praxis nicht immer Caritas geübt, Kultur gefördert und gerade in den Missionen das geleistet habe, was man später Entwicklungshilfe nannte. Aber in der Reflexion, in den Katechismen, in der Erbauungsliteratur, in den Predigten stand doch das jenseitige Heil praktisch ausschließlich im Vordergrund. So sehr, daß man es sich leisten konnte, während Jahrhunderten den Sklavenhandel zu tolerieren und nur dafür sorgte, daß die Unglückseligen vor ihrer Fahrt über den Ozean getauft wurden, damit sie wenigstens ihre Seele retten könnten. Wir haben also Schalom individualisiert, spiritualisiert, eschatologisiert. Wir verbreiteten nur ein desinkarniertes, geschichts- und zeitloses Heil. Nicht bloß das ist es, was Jahwe, der Gott der Geschichte, seinem Volk zugedacht, und was Jesus gelehrt und gelebt hat. Jesus predigte gewiß auch Hoffnung auf den Himmel, aber zugleich griff er zu, wo immer den Menschen der Schuh drückte.

Das neue Verständnis vom integralen Heil, von Schalom im ursprünglichen und umfänglichen Sinn, ist vor allem in Lateinamerika erwacht, in jenem katholischsten Kontinent, wo die skandalöse Situation herrschte, daß sich Landbesitz und Reichtum in den Händen weniger Familien konzentrierten und die breite Masse des Volkes arbeitete, um gerade zu überleben. Die Reichen gingen schön gekleidet in die Kirche, während die Armen sich schämten, in ihren Lumpen die Kirche zu betreten. Aber die einen waren ein Dorn im Auge Gottes, während die andern dem Herzen Gottes nahe standen. Nun forderten mehr und mehr Laien, Priester, Bischöfe, daß dieser unchristliche Skandal nicht weiter dauern dürfe. Wenn man das eucharistische Brot breche, müsse auch das tägliche Brot geteilt werden. So ging man daran, die Armen zu bilden, zu konszientisieren, ihnen Mut zuzusprechen, die nötigen und möglichen Dinge zu tun, um sich aus dieser Situation zu befreien und sich ein menschenwürdiges Leben aufzubauen, wie es Gottes Plan und Absicht entspreche. Nun erwies sich Religion plötzlich nicht mehr als Opium, sondern vielmehr als Stimulus, sich in gemeinsamer Anstrengung ein besseres Leben zu gestalten.

In der Bischofssynode 1971 über Gerechtigkeit in der Welt hat man unter dem Einfluß vor allem der lateinamerikanischen Bischöfe den klassischen Satz formuliert, daß Einsatz für Gerechtigkeit ein wesentlicher Teil der Evangelisierung selbst sei, also ein ernst zu nehmendes Anliegen für jeden, der den Auftrag Jesu zur Evangelisierung der Welt ausführen wolle. Bis dahin nannte man die Arbeit in Schulen, Spitälern, Sozialwerken „Prä-Evangelisierung“. Man hielt sie als Mittel zum Zweck. Man wollte damit den Boden bereiten, auf daß die Leute dann die „eigentliche Evangelisierung“, den christlichen Glauben, annähmen. Man dürfte nicht mehr weiter so denken, denn das alles ist bereits wesentlicher Teil der Evangelisierung selbst. Wo und wie

immer wir Menschen helfen, mehr zu sich selber zu kommen, ihre berechtigten Aspirationen besser zu erfüllen, ist das bereits Vermittlung des Heils, das Gott den Menschen durch Menschen schenken will; ist das bereits auch schon „christliches“ Heil, denn seit Christus Mensch geworden ist, gibt es nichts Menschliches, das ihn nichts angehe, und keinen Menschen, mit dem er sich nicht identifizierte. Die Bischofssynode 1974 über Evangelisierung in der Welt von heute hat diese Auffassung bestätigt und die beiden Dimensionen des Heiles, die transzendente, eschatologische, wie die immanente, historische, als Komponenten des Heiles Gottes bestätigt.

Es ist erstaunlich und erfreulich, wie sehr der Sinn für „Gerechtigkeit und Frieden“ (Justitia et Pax) in den letzten 15 Jahren in der Kirche gewachsen ist, seit Papst Paul VI. 1967 die entsprechende Kommission errichtet hat. Der jetzige Papst, die Bischofskonferenzen vieler Länder, der Ökumenische Rat der Kirchen, erheben immer wieder ihre Stimmen, um für den Frieden zu werben und als Voraussetzung dazu die Gerechtigkeit zu fordern. Auch die religiösen Institute haben sich von ihrer introvertierten Spiritualität ab- und der Welt zugewandt und betonen heute nicht mehr Absage an die Welt, Verneinung der Welt, Flucht aus der Welt, sondern eher „Flucht mit der Welt nach vorne“⁷. Denn sie sind sich bewußt geworden, daß sich der Vater nur denen offenbart, die ihn in den geringsten Mitmenschen entdecken wollen (vgl. Mt 25,31–31–46).

4. Die moderne Friedensproblematik und die Dritte Welt

Drei Vorbemerkungen: in diesem Zusammenhang werden wir von sozioökonomisch-politischen Fragen zu reden haben. Man kann sich fragen, was das mit Theologie zu tun habe. Seit wir, gerade von der Dritten Welt her, von „kontextueller Theologie“ sprechen, ist es klar, daß man nicht mehr eine universale Theologie wünscht, die überall gilt und nirgends richtig ankommt, sondern eine lokale, die die konkrete Situation studiert, in sie hinein das Licht des Evangeliums wirft und einem konkreten Volk Mut und Kraft gibt, diese Situation zum Besseren zu verändern. Wenn man die Berichte der Ökumenischen Vereinigung der Dritt-Welt-Theologen liest, hat man oft den Eindruck, sie handelten mehr von Politik als von Theologie. Aber vielleicht ist das der neue Weg, relevante Theologie zu betreiben⁸.

Ich sprach von „Dritter Welt“ und nicht von den „Missionen“. Erstens deshalb, weil „die Missionen“ ekklesiologisch Ortskirchen sind, und es psychologisch geradezu beleidigend wirkt, noch von den „Missionen“, gar von „unseren Missionen“ zu reden. Missionarische Tätigkeit bleibt freilich weiterhin

⁷ Vgl. J. B. Metz, Zur Theologie der Welt, Mainz 1969, 93.

⁸ Vgl. u. a. VV. AA. The emergent Gospel, Maryknoll 1977.

gültig und ihrer müssen wir uns nicht schämen. Zweitens deshalb, weil Kirche nicht Selbstzweck ist, nicht in erster Linie sich selber auszubreiten und zu verstärken hat, sondern im Dienst der Menschheit steht, für die sie advokatorisch reden, an der sie prophetisch handeln soll, um ihr das integrale Heil zu vermitteln.

Ich könnte hier eigentlich leicht einen fertigen Text vorlegen und das Synodenpapier „Der Beitrag der katholischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland für Entwicklung und Frieden“ vorlesen, das immer noch ein umfassendes und gründliches Dokument ist. Freilich ist in den sieben Jahren seither die Lage in der Dritten Welt um einiges düsterer geworden, wegen der grassierenden Korruption, wegen der schlimmer werdenden Welthandelsbedingungen, und nicht zuletzt wegen der Ölkrise, welche die armen Länder noch viel härter in die Zange genommen hat als uns. Obwohl diese Länder gesamthaft in den Jahren 1978–80 den Öl-Import um $\frac{1}{4}$ gekürzt haben, mußten sie nichtsdestoweniger statt 2,1 nun 3,3 Billionen Dollar zahlen.

Die Friedensproblematik in der Dritten Welt besteht vordergründig in den vielen Stammes- und Länderkriegen, die wir hier kühl zur Kenntnis nehmen, da sie fern von uns liegen. Ich hoffe aber, daß diese mit der Zeit sich aufgelassen haben werden und die Einsicht dämmere, wie sie endlich auch innerhalb Europas gekommen ist, daß man zwischen zivilisierten Ländern nicht mehr Krieg führe. Ich sehe den Frieden in der Dritten Welt auf die Dauer nicht so sehr von der Vergangenheit her, von den noch unbewältigten Stammeskonflikten her bedroht, sondern von der immer schlimmer werdenden Zukunft her, und zwar in drei Bereichen:

a) durch den globalen ökologischen Konflikt:

Er wirkt sich darin aus, daß z. B. durch den Massentourismus in den tropischen Zonen die idyllische Natur, welche die Touristen anzieht, zerstört wird und z. B. in Hawaii bereits 80% der ursprünglichen Vogelarten ausgerottet sind; oder durch den wirtschaftlich beiderseits „interessanten“ Export von Nutzhölzern in Indonesien, Zaire und Brasilien, durch den ganze Gegenden abgeholzt werden und das ökologische Gleichgewicht gestört wird; oder durch die riesig zunehmende Verstädterung, wodurch hier ökologisch ungesunde Stadtverhältnisse geschaffen werden und dort das Land vernachlässigt wird und immer mehr Nahrungsmittel eingeführt werden müssen.

Ferner müssen wir mit den Berichten des Clubs von Rom und von Global 2000 feststellen, daß in den letzten drei Jahrzehnten brutal ausgebeutet wurde, was die Natur im Lauf der Jahrtausende aufgebaut hat, daß sich in absehbaren Zeiten Knappheit an Erdöl und vielen anderen lebenswichtigen Rohstoffen einstellen wird, und daß dann die Großmächte um ihren Anteil streiten, wie die alten Nomaden um ihre Weideplätze, und die hilfloseren Länder der Dritten Welt noch vermehrt unter ihre Bevormundung und Wirtschaftsdiktatur nehmen werden.

b) durch den wirtschaftlichen Nord-Süd-Konflikt:

Seit dem ersten Entwicklungsjahrzehnt 1960–70 redete man von der Aufgabe, den Graben zwischen den reichen und den armen Ländern zu überbrücken. Statt dessen wird er immer noch breiter und durchzieht auch die armen Länder selber, indem sich dort eine kleine neureiche Schicht bildet, während das Volk weiterhin das Leben fristet. Der Nord-Süd-Dialog mit dem famosen Brandt-Bericht kommt kaum über das Feststellen der schlimmen Lage hinaus, zumal auch der Westen unter seiner Wirtschaftskrise seufzt und nicht mehr den großen Gönner zu spielen bereit ist. Die Dritt-Welt-Länder werden aber im Jahr 2000 80% der Weltbevölkerung ausmachen und so liegt eine wachsende Rebellion der armen Massen gegen die reiche Minderheit immer mehr im Rahmen des Möglichen und Wahrscheinlichen, und der Nord-Süd-Dialog droht in einen Nord-Süd-Konflikt auszuarten.

c) durch den militärischen Ost-West-Konflikt:

Hier rühren wir an den Nerv der Sache. Wir sind im Lauf unseres Lebens Zeugen geworden des größten Skandals der Menschheitsgeschichte. Kaum war der Zweite Weltkrieg mit seinen Schrecken zu Ende, begann gleich das unheimliche und sinnlose Wettrüsten für den Dritten Weltkrieg. Die Menschheit gleicht einem Amokläufer, der sich daran macht, alles in Scherben zu schlagen und die Welt selber zu vernichten. Das Stockholmer Internationale Friedensinstitut brachte 1980 heraus, daß rund 400 000 Wissenschaftler, 40% aller Wissenschaftler der Welt, an der Entwicklung neuer Waffen arbeiten, daß für militärische Forschung jährlich 25 Milliarden Dollar aufgewandt werden, viermal mehr als für die medizinische Forschung. Wir wissen, daß die USA für 1983 mit 285 Milliarden Dollar das größte Militärbudget der Weltgeschichte über die Runden laufen lassen, und das alles, nachdem die USA und UdSSR bereits an die 60 000 Atom-Sprengköpfe auf Lager haben, was einer Million Bomben von Hiroshima entspricht, womit die UdSSR jede amerikanische Stadt mit über 100 000 Einwohner 28mal, die USA umgekehrt jede russische Stadt 34mal zerstören könnten, wofür die Amerikaner das neue Wort „overkilling“ geprägt haben.

Man könnte sagen, das sei ein Problem der zwei Supermächte, die auf diese Weise vielleicht den Untergang des Abend- und des Morgenlandes herbeiführen. Aber in der gleichen Zeit hat man auch die 110 jungen Nationen, statt sie bloß mit einer Polizeimacht zu versehen, militärisch aufgerüstet und ist so mitverantwortlich für die 123 Kleinkriege, die in den 37 Jahren seit dem Zweiten Weltkrieg in der Dritten Welt ausgebrochen sind, wozu sie die Toten liefern und wir die Waffen. Wir haben also auch jene armen Länder in dieses absurde System hineinverwickelt, über das man nicht bitter genug denken kann. Hier einige Beispiele des Wahnsinns in Zahlen:

- die Ausgaben für Militärbudgets auf Weltebene beliefen sich 1956 auf 152 Milliarden Dollars, und 1980 (mit dem gleichen Dollarwert berechnet)

auf 700 Milliarden Dollar. Daran hatte die Dritte Welt 1971 einen Anteil von 9%, 1980 aber von 16%;

- die Gesamtzahl der militärisch beschäftigten Personen ist doppelt so hoch wie die Gesamtzahl der Lehrer, Ärzte und Krankenpfleger;
- um diese Militärausgaben zu bezahlen, muß jeder Bürger in seinem Leben drei bis vier Jahreseinkommen opfern;
- um den Preis eines modernen Panzers könnte man Schulzimmer für 30000 Kinder bauen, und um den Preis eines Unterseebootes des Typs Trident den Unterricht für 16 Millionen Kinder in Entwicklungsländern bezahlen⁹.

Man muß dem Vatikan vollständig Recht geben, wenn er in einem Dokument über die Abrüstung an die UN ausführte, dieser Rüstungswettlauf, auch wenn er unter dem Titel der legitimen Selbstverteidigung geführt werde, stelle einen Unsinn dar, da die Abschreckung bis zur Erpressung als Norm im Verhältnis zwischen den Nationen verwendet werde; stelle auch einen Raub dar, eine Zweckentfremdung des Geldes, da die astronomischen Summen, die für die Waffen gebraucht werden, von den Verwaltern für die Schaffung besserer Überlebenschancen für die Armen bestimmt werden müßten. Eine solche Verrücktheit werde vor der Geschichte nicht bestehen können¹⁰.

Wir werden uns im zweiten, praktischen Teil dann noch fragen müssen, was wir in dieser scheinbar hilflosen und aussichtslosen Situation trotzdem tun sollen, um eine heilere und friedvollere Welt zu schaffen.

5. Aufbau einer Weltgemeinschaft des Friedens

Zuvor möchte ich noch eine Utopie des Friedens vorstellen, auf die hin alle Kräfte der Geschichte tendieren. Im größeren geschichtlichen Zusammenhang müßten wir doch so sagen: durch die Jahrhunderttausende hindurch wanderten die Menschen als verstreute Nomadengruppen über die dünn besiedelte Erde und hatten nur sporadisch kleine Gefechte untereinander wegen Vieh- und Frauenraubes und wegen der Weideplätze. Der Clan bedeutete damals die Welt.

Seit ungefähr 10000 Jahren ging man über zur Selbsthaftigkeit und zum Ackerbau, dann zur Stadtkultur, dann zur Nationenbildung. Jetzt wurde die Nation die Welt, mit der man sich identifizierte. Die Geschichte stand bis vor kurzem im Zeichen der Nationalismen. Auf den Hauptplätzen der europäischen Städte stehen heute noch die Monumente der Nationalhelden, auf deren Sockel oft geschrieben steht: „Sie dienten ihrem Lande.“ Sie dienten ihm dadurch, indem sie Nachbarländer bekriegten und besiegten, oder indem sie um ihr Land herum ein Kolonialreich aufbauten.

⁹ Vgl. A. Pecci (Präsident des Clubs von Rom), *Die Zukunft in unserer Hand*, Wien 1981, 108.

¹⁰ La S. Sede e il disarmo, Città del Vaticano 1977.

Diese Phase der Nationalismen scheint heute unter dem Druck der Verkehrs- und Nachrichtentechnik und der politisch-wirtschaftlichen Interdependenz in die neue und endgültige Phase des Universalismus übergehen zu müssen. Die Helden der Zukunft werden sich mit der Menschheit identifizieren und sich für sie engagieren. Denn wenn nicht mehr Einheit und Brüderlichkeit zustande kommt, drohen wir alle im Nukleartod unterzugehen. Wir sind verurteilt zur Einheit, ob wir wollen oder nicht.

Die Heilige Schrift gibt uns eine tiefere Deutung und betont uns, daß wir zur Einheit berufen sind. Wir kehren zurück zur ersten Liebe Gottes, zu den ersten 11 Genesis-Kapiteln, wo Gott immer mit der Menschheit als ganzer handelte. Es steht dort 539mal das Wort „der Mensch“ als Kollektiv, die Menschen, die Menschheit. Dann wird mit Kapitel 12 gleichsam wie mit dem Zoom aus dem gesamten Menschheitshorizont ein Mensch ausgewählt und in den Vordergrund gerückt, Abraham. Seither verläuft die offizielle Heilsgeschichte für 3500 Jahre lang nur noch im Rahmen von Abraham und seiner Nachkommenschaft, von Moses und seinem Volk, von Jesus und seiner Kirche.

Ich habe schon im geschichtlichen Rückblick angedeutet, wie der Gedanke der Auserwählung zu Mißbräuchen der Abkapselung gegen die anderen und der Verurteilung der anderen führte. Hier wäre nun beizufügen, daß wir heute mit besserer ethnologischer Kenntnis das Phänomen des Ethnozentrismus entdecken, daß jeder Stamm praktisch überzeugt ist, im Zentrum der Welt zu leben, durch seine Religion mit seinem Gott in besonderer Beziehung zu stehen, also ein besonderes Volk zu sein, ein Volk Gottes zu sein, implizit oder explizit ein auserwähltes Volk zu sein.

Wir dürften heute so weit sein, kühn zu bestätigen, daß Gott tatsächlich alle seine Völker liebt, daß wir Christen nicht einen Monopol-Fall, sondern einen Modell-Fall für Gottes Liebe zu allen Völkern darstellen. So wird das bisher gültige eurozentrische und ekklesiozentrische Weltbild abgelöst durch das schöpferisch neue oder auch ursprüngliche universale Weltbild. So wird die Klammer des auserwählten Volkes wieder geschlossen und wir kehren zurück zum „Menschen“, zur Menschheit, oder wir schreiten voran zur letzten und endgültigen, aber von Anfang an geplanten Phase, wo es offenbar wird, daß tatsächlich alle Völker auserwählte Völker sind, oder daß es nur noch ein auserwähltes Volk gibt, die eine Menschheit, innerhalb der die Christen die besondere Offenbarung und den besonderen Auftrag haben, Sprecher, Interpreten, Pioniere der Menschheit für das Heil und für den Frieden zu sein.

So gesehen hat die Mission der Kirche noch eine lange und faszinierende Zukunft, und wir haben uns nun zu fragen, wie wir unsere Schritte in diese Zukunft beschleunigen können.

II. Die Praxis des Friedens

Wenn die Jünger Jesu im Auftrag des Meisters eine Sendung zum Frieden in einer friedlosen Welt auszuführen und dabei, in Kohärenz zwischen Inhalt und Methode, auf friedvolle, gewaltlose Weise vorzugehen hatten, dann ist mit diesem Prototyp der Evangelisierung auch schon unser Tun umschrieben. Ich möchte im folgenden einige Thesen aufstellen zum Verständnis und zur Verwirklichung der Mission als Friedensdienst.

1. Der Missionar muß sein ein Botschafter des Friedens.

Er ist die Schlüsselfigur in der Vermittlung des Friedens Gottes an die Welt. Von ihm hängt es ab, ob Evangelisierung geschieht, d. h. ob die Froh- und Friedensbotschaft des Evangeliums an jene neuen Menschengruppen gelangt, die diesen Frieden noch nicht ausdrücklich kennen. Er muß überall „Schalom“ sagen, nicht bloß als Grußwort, sondern sein Erscheinen in einem konkreten Milieu soll als existenzielle Erfahrung des Friedens empfunden werden. „Sein Friede“ ist eine derartige Wirklichkeit, daß er, falls jene Menschen nicht empfänglich sind, wieder zum Missionar zurückkehrt (Mt 10,13).

Um diesen Frieden ausstrahlen zu können, muß der Missionar selber zuerst von ihm erfaßt und erfüllt sein. Nur Evangelisierte können evangelisieren, und alle Evangelisierten müssen evangelisieren. Der Missionar verfügt heute nicht mehr über die „Autorität des weißen Mannes“. Aber er verfügt über ein Geheimnis, das alle Zeiten überdauert und das auch heute noch glaubwürdig ist, ob der Missionar nun weiß oder braun oder schwarz sei. Durch ihn spricht der Geist Gottes, der Geist der Schöpfung, der Geist Jesu, der Geist der Erlösung und der neuen Schöpfung. Freilich muß er dazu für diesen Geist offen sein und an dessen fortwährende Inspiration glauben. Im Gebet wird er immer wieder von diesem Geist auftanken. In diesem Geist wird er in seinem Selbstwertgefühl nie erschüttert werden und bei aller menschlichen Unsicherheit, bei allem „Fürchten und Bangen“ (1 Kor 2,3), von einer inneren „dynamis“ erfüllt sein, die unerschöpflich und unverwüstlich ist, stärker als eine Nuklearkraft. Sie wird ihn in allen Schwierigkeiten immer wieder aufrecht erhalten.

Auf diese Weise bringt er jenen Menschen nicht eine Lehre, ein System von Wahrheiten, sondern ein Lebenszeugnis, einen alternativen Lebensstil, der glaubwürdig und anziehend wirkt und immer wieder Sympathisanten und Nachfolger finden wird. Auf diese Weise wird er nicht nur bei den „noch nicht Christen“ Zugang finden, sondern auch in der konstituierten Ortskirche angenommen sein. Er lebt ja heute nicht mehr in „kirchlichem Niemandsland“ wie früher. Er wird heute nicht mehr einfach „gesandt“ wie früher, sondern er muß heute von einer Ortskirche „eingeladen“ sein, die ihn noch wünscht und braucht. Es wird sehr von ihm selber abhängen, ob er in dieser Ortskirche noch willkommen geheißen wird oder nicht. Seine Spiritua-

lität ist also nicht bloß Vorbedingung seines guten Wirkens, sondern seiner eigenen missionarischen Existenz.

2. Der Ort der missionarischen Verkündigung sind heute alle sechs Kontinente.

Friede ist unteilbar geworden. Es gilt, ihn zu verstärken (pastorale Tätigkeit) und ihn zu neuen Menschen zu bringen (missionarische Tätigkeit), in allen drei Welten, in allen sechs Kontinenten. Früher war die Welt zweigeteilt in hier Kirche, dort die Missionen. Heute gibt es überall Kirche, aber auch überall Kirche in missionarischer Situation. Wo immer Gruppen von Menschen sich befinden, die fern sind von Christus, da ist missionarische Situation gegeben, damit auch missionarische Herausforderung. Und wer immer bewußt die Grenzen der christlichen Gemeinde überschreitet, und evangelische Werte an jene Christusfernen heranzubringen versucht, der ist ein Missionar, unabhängig davon, ob das in Afrika, Asien oder Europa geschehe, unabhängig davon, ob er das Evangelium an „noch nicht Christen“ oder an „nicht mehr Christen“ heranbringe. Geographische Distanz wirkt also nicht mehr konstitutiv für missionarische Tätigkeit, sondern soziologisch-ekklesiologische Distanz.

Im Jahre 1943 haben erstmals die zwei französischen Priester H. Godin und Y. Daniel auf diese erneute missionarische Situation in Frankreich hingewiesen (*La France, pays de mission?* Lyon 1943). Wir wollten ihnen damals nicht glauben. 20 Jahre später fing der Ökumenische Rat der Kirchen bei seiner Vollversammlung in Mexiko City 1963 an, von „Mission in sechs Kontinenten“ zu reden. Wir waren immer noch nicht bereit, dieser (Hypo-)These zu folgen. 15 Jahre später hat kein Geringerer als Papst Johannes Paul II. dem Rat der Europäischen Bischofskonferenzen gesagt: „Europa ist daran, wieder ein Missionskontinent zu werden. Das soll nicht Anlaß sein zu Defaitismus, sondern als Herausforderung verstanden werden.“ Infolgedessen werden die Bischöfe Europas bei ihrer nächsten General-Versammlung in Rom als Hauptthema behandeln: „Evangelisierung in Europa.“

Ich glaube, es sei einer der Hauptimpulse, welche die Missionsinstitute ihrer Heimatkirche verleihen sollen, daß sie für diese missionarische Herausforderung offen werden. Ferner sollen sie, ohne Kräfte aus den Jungen Kirchen zurückzuziehen oder sie ihnen vorzuenthalten, als Animatoren für diese Herausforderung tätig sein und vor allem die Laien erwecken, damit sie ihre Umgebung evangelisieren. Wir stehen hier noch vor völligem Brachland. So sehr sind die meisten unserer Christen introvertiert und nur für ihre Seele besorgt. Es braucht eine neue Inspiration des Geistes, damit sie jenen Menschen die Botschaft Christi bringen mit neuer Sprache und neuer Methode. Ich denke, daß z. B. Lehrer und Lehrerinnen großartige Gelegenheit hätten, mit den Eltern ihrer Schüler ins pädagogische und religiöse Gespräch zu kommen. Auch Mitglieder von Basis-Gruppen könnten kirchenferne Freunde und Be-

kannte einmal einladen. Diese könnten so eine neue Art von Kirche entdecken und würden sich vielleicht von ihr wieder überzeugen lassen. Bei den vielen Gruppen der neokatechumenalen Bewegung in Italien z. B. sind z. T. die Hälfte der Mitmachenden solche, die früher jahrelang nicht mehr in die Kirche gingen.

Wenn wir von christusfernen Menschen reden, will das nur sagen, daß diese Christus fern stehen, nicht aber, daß auch Christus ihnen ferne sei. Christus und sein Geist sind allen Menschen nahe, sowohl den Christen wie den „noch nicht Christen“ und den „nicht mehr Christen“. Christus war wiederholt den Jüngern voraus, wenn sie mühsam rudern ans andere Gestade gelangten. So ist er immer allen Missionaren voraus, wenn diese zu neuen „Christusfernen“ gelangen. Dieser Umstand ist Grund zur Hoffnung, daß unser Bemühen nicht fruchtlos bleibe. Wir haben zu versuchen, jene Menschen, in denen Christus schon immer geheimnisvoll wirkt, zur Vertrautheit mit dem Geheimnis Christi zu führen (*Redemptor hominis* 10).

Für die Friedensmission in der Dritten Welt werden wir westliche Kirchen in Zukunft nicht mehr viele Berufe zur Verfügung stellen können. Die Statistiken weisen nach, daß von den 7845 Missionaren aus Deutschland 58% über 60 Jahre alt sind und wenige junge nachfolgen¹¹. Wir gehen durch eine ausgeprägte Missionskrise, müssen aber gleich beifügen, daß erstens diese Krise ausgesprochen ein Phänomen der westlichen Kirche ist; gesamtkirchlich gesehen ist die missionarische Tätigkeit heute vervielfacht, da nicht mehr bloß der Westen in den anderen Kontinenten missioniert, sondern alle Ortskirchen aller Kontinente heute missionarisch tätig sind. Und zweitens ist zu sagen, daß diese unsere Missionskrise wohl eine providentielle Notwendigkeit war, um unser Missionsmonopol zu brechen und den Jungen Kirchen Raum und Notwendigkeit zu geben, ihre eigene Verantwortung wahrzunehmen und ihre eigenen Kräfte zu entfalten. Das ist nicht Resignation ins Unvermeidliche, sondern, ich glaube, prophetische Deutung neuer geschichtlicher Situationen.

3. Unser Friedensdienst besteht aus Verkündigung des Evangeliums und Veränderung der Welt, aus Proklamation und Transformation.

Wir haben schon gesehen, daß die zwei Dimensionen des Heils, die transzendente und die immanente, gemeinsam den tiefsten Aspirationen des Menschen entsprechen und man keine vernachlässigen oder gar leugnen darf, ohne sich am Menschen und damit an Gott zu vergehen. Die ausgesprochen religiöse, jenseitige, endgültige Dimension hat eine Absolutheit, die der innerweltlichen Dimension nicht zukommt. Insofern wird sie immer aktuell bleiben. Ohne Frieden mit Gott wird es keinen echten Frieden mit den Menschen geben. Bekehrung des Herzens bleibt immer Voraussetzung für eine

¹¹ Vgl. H. Rzepkowski, *Deutsche Missionare*, in: *Missio pastoral*, Aachen 1980, 33–39.

bessere Welt. Sonst werden höchstens Bühne und Schauspieler des Theaters durch endlos sich ablösende Revolutionen verändert, aber die Menschen bleiben auf dieselbe Weise brutal, egoistisch und ausbeuterisch. „Es gibt keine neue Menschheit, wenn es nicht zuerst neue Menschen gibt“ (Evangelii nuntiandi 18). Man wird darum immer von Glauben und Gebet, von Kirche und Sakramente, von Tod und ewigem Leben reden dürfen und müssen, wie man das schon immer getan hat.

Neu aber kommt hinzu die Betonung des innerweltlichen Heils, das eine größere Dringlichkeit und Unmittelbarkeit hat als das transzendente Heil. Horizontalismus soll deshalb nicht als Konkurrenz zum Vertikalismus verstanden werden, sondern als dessen notwendige Ergänzung, um die Synthese und die Harmonie herzustellen. Wir haben dafür zu sorgen, daß im Religionsunterricht in unserer und in der Dritten Welt den jungen und erwachsenen Christen aufgeht, daß Christsein auch heißt, sich für Gerechtigkeit einzusetzen und nicht zu dulden, daß den Armen – sie sind Christus! – Unrecht angetan werde.

Das heißt, daß wir als Missionsinstitute uns nicht mehr bloß mit Almosen-Lösungen zufrieden geben dürfen, sondern daß wir mit allen Mitteln der Konzentrisierung, auf Kanzeln, in Vorträgen, durch die Presse, dafür sorgen, daß unsere Mitbürger, das gute Volk wie die Verantwortlichen in Wirtschaft und Politik, die Pflichten von Gerechtigkeit und Frieden ernst nehmen. Der Nord-Süd-Dialog darf nicht seiner Stagnation überlassen bleiben. Wir müssen den Berichten „Global 2000“ und „Ein Programm fürs Überleben“ (Brandt-Kommission), die wenig Echo gefunden haben, unsere Stimme leihen und auch dafür sorgen, daß „Populorum progressio“ nicht der Vergessenheit anheimfalle. Wir dürfen den Menschen keine Ruhe lassen. Sie dürfen nicht mit gutem Gewissen zu ihrer Tagesordnung übergehen. Wir sollen nicht Hemmungen haben, mit Jugendgruppen auf die Straße zu gehen und für die ökologischen Anliegen, für alternativen Lebensstil, für Gerechtigkeit in der Welt zu werben.

Wir müßten die Idee verbreiten, daß nicht nur die Entwicklungsländer ihren Rückstand aufholen sollen, sondern daß zu diesem Zweck auch die industrialisierten Nationen ihren Vorsprung abbauen sollten, und zwar aus ökologischen Gründen, weil dieser Raubbau an der Natur nicht weiter praktiziert werden darf; aus psychologischen Gründen, weil die Hochstandard-Länder die größte Rate von psychologisch unausgeglichenen und frustrierten Menschen und damit auch von Ehescheidungen und Selbstmorden haben; aus Gründen der Solidarität, um den Graben zwischen den reichen und den armen Völkern doch endlich zu überbrücken. Das Buch von A. Tévoédjiré, „Die Armut, der Reichtum der Völker“¹², kann uns dazu Inspirationen geben. Er meint, Elend sei des Menschen unwürdig, sei mit allen Mitteln auszumerzen, aber eine bescheidene, fröhliche Armut sei der Weg, um allen Menschen wieder mehr Lebensfreude zu schenken.

¹² A. Tévoédjiré, *La pauvreté, richesse des peuples*, Paris 1980.

Friedensdienst als Transformation will auch heißen, daß in der Dritten Welt, unter Anleitung der Missionare und der Ortskirchen, die Christen aus christlicher Haltung heraus zu den besten Animatoren der Entwicklungsarbeit („Nation building“) werden; daß sie nicht warten, bis die Regierung oder der Westen etwas für sie tun, sondern daß sie Hand anlegen und in gemeinsamer Arbeit das tun, was sie tun können, und daß sie darin ihre „Heilsgeschichte“, ihren „Auszug aus Ägypten“ sehen und tatsächlich glauben, daß Gott selber sie aus Unwissenheit, Krankheit und Armut befreien und zu seinem besseren Leben, einem „gelobten Land“ führen will.

4. Unser Friedensdienst kann nicht alle Konflikte vermeiden, aber wird sie gewaltlos bewältigen.

Der Prozeß der Transformation der Welt wird nicht ohne Konflikte ablaufen. Spannungen zwischen verschiedenen Charakteren, Mentalitäten, Standpunkten, Interessen gehören zum dialektischen Ablauf der Geschichte. Wir sind in diese Geschichte hineingesandt und haben uns darin zu verhalten so einfältig wie Lämmer und so klug wie die Schlangen (Mt 10,16). Man kann auch sagen: wir haben zu handeln mit dem prophetischen oder/und mit dem diplomatischen Charisma.

Im Grunde müßten diese beiden Charisma im einzelnen Menschen im richtigen Maß gemischt sein, sind es aber oft nicht. Jedes hat seine Eigenberechtigung und seine Eigengesetzlichkeit. Der Diplomat, im guten Sinn, sucht mit Lächeln und Liebe die Wahrheit zu sagen. Er weiß, daß man mit einem Tropfen Honig mehr Wespen fängt als mit einem Faß voll Essig. Die Sympathie, die man ausstrahlt, das Vertrauen, das man dem anderen zum voraus schenkt, tragen in sich eine eigene Macht der Versöhnung und der Überzeugung. Die ganze Psychologie legt einem dieses Verhalten nahe. Wer diese Gabe hat, soll sie ausnützen und auf diese Weise mit den Verantwortlichen in Welt und Kirche reden.

Der Prophet hingegen schlägt einen anderen Ton an. Er klagt, wie Johannes der Täufer, die Sünden und die Ungerechtigkeiten an und stellt den Unbußfertigen das Gericht Gottes und der Geschichte in Aussicht. Er sieht das Unrecht in der Welt so groß, daß er nicht mehr lächelnd, sondern nur zürnend darüber reden kann. Er weiß, daß seine Rede nicht ankommt, daß er Mauern der Opposition erreicht, daß er das Leben riskiert. Das macht ihn zum Propheten, daß er trotzdem redet und glaubt, daß seine Sache nach und durch seinen Tod vorankommt. In Jesus findet das Schicksal und der Sieg des Propheten seine klassische Bestätigung.

Auch gibt es sie zu Hunderten, zu Tausenden, die für ihre Sache, für die Gerechtigkeit, für Schalom prophetisch reden und dafür den Tod erleiden. Wir wissen heute, daß es in den ersten Jahrhunderten nicht so viele Martyrer gab, als die apologetischen Schriftsteller es glauben machten. Aber heute gibt es

viel mehr Martyrer als man weiß, Martyrer nicht für die Orthodoxie, für einen Glaubenssatz, sondern für die Orthopraxis, für Leben gemäß dem Glauben. Religionsfreiheit wird heute, grundsätzlich, überall als Menschenrecht anerkannt. Dafür, daß einer sein Credo aufsagt, wird er nicht mehr getötet. Wenn er aber sein Credo in den Alltag umsetzen will, auf Grund seines Credos die Welt verändern will, da riskiert er Tortur und Tod. Und trotzdem dürfen wir uns nicht mehr mit der harmlosen, ungeschichtlichen, individualisierten Religionsausübung zufrieden geben.

Der Prophet wird also die Gewalttätigen anklagen, aber mit einer gewaltlosen Methode. Auch wenn man Gewaltanwendung zum Zweck der Notwehr und zur Verteidigung letzter Menschenrechte anerkennen kann, auch wenn man für jene, die in solcher Situation in letzter Gewissensentscheidung Gewalt anwenden, große Achtung haben soll, so wird der evangelische Prophet doch in 99 von 100 Fällen eher der Gewalt erliegen, als selber zur Gewalt greifen. Dadurch wird er die Eskalation der Gewalt abbrechen, ad absurdum führen, und den endgültigen Sinn der Geschichte glaubhaft machen.

Für den Missionar stellt sich konkret die Frage, ob er als Gast in einem anderen Land, in einer anderen Kirche, den Propheten spielen soll. Grundsätzlich müßte man sagen, nicht, denn er riskierte nur, ausgewiesen und mundtot gemacht zu werden. Der Missionar sollte höchstens suppletorisch das tun, falls die Ortskirche aus Konformismus, Diplomatie oder Angst das nicht tut. Wir denken an das Beispiel der Weißen Väter, die damals als Gruppe aus Protest Mosambik verlassen haben, weil die portugiesischen Bischöfe aus Jauvinismus und aus finanziellem Interesse völlig zum repressiven System standen.

5. Die Proklamation unserer Friedensbotschaft wird in „dialogischem Kerygma“ erfolgen.

„Dialogisches Kerygma“ scheint die Quadratur des Kreises zu sein, ein Widerspruch in sich selbst. Und doch muß es zusammengehen.

Kerygma meint die überzeugte, selbstsichere, heroldische Verkündigung der Botschaft. Da diskutiert man nicht, fragt nicht, hört nicht, sondern lehrt. Wir haben vom Evangelium her den Auftrag, die Botschaft vom gekreuzigten und auferstandenen Herrn zu verkünden, ob gelegen oder ungelegen (2 Tim 4,2). Wer nicht glaubt, wird sich selber das Gericht zuziehen.

Die Missionare haben während Jahrhunderten auf diese Weise verkündet und entsprechend Donareichen gefällt, Opferstätten zerstört, mit Kultdienern anderer Religionen Streitgespräche geführt. Sie waren überzeugt, daß Jesus Christus die einzige und volle Wahrheit sei und daß sie das Monopol auf ihn hätten. Man war auch auf gleiche Weise mit den Häretikern und Schismatikern verfahren, deren Länder ebenfalls der Propaganda-Fide-Kongregation unterstellt waren.

Heute sind wir gegenüber dieser antiökumenischen Vergangenheit bedrückt. Wir atmen endlich auf und nennen die Häretiker nun „getrennte Brüder“ und die Heiden „Menschen anderer Religionen“. Wir nehmen an, daß der erhöhte Herr und sein Geist schon immer auch in anderen Kirchen und Religionen gegenwärtig waren und jenen Menschen Gnade und Heil, Propheten und Inspirationen schenkten.

So wird plötzlich der Dialog vordringlich. Bevor wir lehren, müssen wir lernen; bevor wir reden, müssen wir hören; bevor wir Christus verkünden, müssen wir ihn als bereits Gegenwärtigen anerkennen. Der Dialog hat seine eigenständige Motivierung. Er soll nicht bloß als Hintertürchen zur Bekehrung verstanden werden. Es ist in sich gut und schön und gerechtfertigt, die Menschen anderer Religionen in ihrem Gewissen zu achten, mit ihnen zu reden und zu beten, auch ihre heiligen Bücher zu lesen und in dialogischem Austausch auch unser Evangelium anzubieten, und alles andere Gott zu überlassen.

Dialog und Kerygma haben also beide ihre volle Berechtigung. Wie sie zusammengehen, wie sie in einer Synthese gesehen werden können, dazu fehlt uns leider noch das klassische Werk. Vielleicht verhalten sie sich so geheimnisvoll wie die Allwirksamkeit Gottes und die Freiheit und Verantwortung des Menschen. Wir können nur in Ehrfurcht vor der Freiheit Gottes und der Freiheit des Menschen stehen, auf die Zeichen der Zeit achten und im Geiste erkennen, wann und wo wir mehr vom Kerygma oder mehr vom Dialog praktizieren sollen.

Wir sollen also die Welt im Lichte der Liebe Gottes interpretieren und sie mit unserem mutigem Engagement verändern. Dann wird es immer Menschen geben, die sich um unser Tun interessieren und dann vielleicht auch Jesus lieben und getauft werden möchten. Das geschieht nicht mehr, damit sie „ihre Seele retten“ können, als ob das vorher nicht möglich gewesen wäre, sondern um Vollmitglied der Kirche zu werden und an ihrer Mission zum Heil der Welt teilzunehmen.

6. Unser Friedensdienst erfordert von uns eine klare Stellungnahme gegenüber der Rüstungsfrage.

Ich weiß, daß ich hier ein heißes Eisen anrühre. Ich weiß, daß das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken letztes Jahr eine Stellungnahme zur aktuellen Friedensdiskussion veröffentlichte und darin zwar vom „Wettlauf des Wahnsinnes“ redete, aber dann nach langen Überlegungen zum Schluß kommt: „Politische Vernunft und sittliche Verantwortung für das Gemeinwohl erfordern die Herstellung und Erhaltung des Gleichgewichts der Kräfte“¹³.

¹³ Vgl. Herder-Korrespondenz, Dez. 1981, 624–630.

Bei allem Respekt für diese Erklärung glaube ich, daß man in politischen Fragen mit gutem Gewissen verschiedener Meinung sein darf. Seit den Zeiten der Römer huldigte man, scheint's bis heute, dem Prinzip: „Si vis pacem, para bellum“ (Wenn du Frieden willst, rüste zum Krieg). Dabei hat sich dieses Prinzip ständig ad absurdum geführt, denn seit eh und je hat es immer Kriege gegeben. Man sollte es doch einmal mit dem neuen Prinzip wenigstens versuchen: „Si vis pacem, para pacem“ (Wenn du Frieden willst, rüste zum Frieden). Es muß doch schließlich jemand aus dieser sinnlosen Spirale der Aufrüstung, die sonst nie ein Ende finden wird, ausbrechen.

Wir Christen sollten doch andere als bloß politische Überlegungen in die Diskussion einbringen. Ich meine, wir alle erschauern über die Möglichkeiten eines Nuklearkrieges. Wir haben gar keine Garantien, daß das, was dem unberechenbaren Menschen möglich ist, nicht auch eines Tages Wirklichkeit werde. Wir sind an einem Punkt angekommen, wo es keinen Krieg mehr geben darf; wo die Gewaltlosigkeit der Bergpredigt nicht mehr bloß pro Kontinent für einen Idealisten gelten kann, Franz von Assisi für Europa, Mahatma Gandhi für Asien, Albert Luthuli für Afrika, Martin Luther King für Nordamerika und Bischof Romero für Latein-Amerika, sondern wo diese Gewaltlosigkeit zu einem notwendigsten Postulat der Realpolitik geworden ist. Mit dieser Gewalt, wie sie auf beiden Seiten schußbereit aufgefahren ist, will, darf man nichts mehr zu tun haben. Da muß der Gescheitere einfach nachgeben. Und wenn dann der russische Marxismus den Westen überrollt und die ganze Welt überflutet? Dann wissen wir aus Erfahrung, daß solche Weltreiche in sich selber zusammenfallen und daß die Geschichte schöpferischere Lösungen finden wird, ohne den Nuklearkrieg einzukalkulieren.

Wer sagt, solche Überlegungen seien rot inspiriert, der lese doch „Gaudium et spes“ n. 79–81, und die ganze Dokumentation der Kirche, die im schon erwähnten Text „Der Hl. Stuhl und die Abrüstung“ enthalten ist. Wir Christen müssen als Christen zusammen mit den Wissenschaftlern, mit der Jugend, mit den Andersgläubigen auf die Straße gehen und auf die Regierungen Druck ausüben, damit sie endlich ernste Schritte der Abrüstung unternehmen. Wenn man kein Recht hat, H-Bomben fallen zu lassen, hat man auch kein Recht, solche herzustellen! „Man kann nicht Gott dienen und dem Militarismus“ (Dorothee Sölle). Aus verschiedenen Erhebungen in den USA geht hervor, daß orthodoxe Christen kriegsbereiter sind in ihren Ansichten als Nicht-Christen, mehr Kernwaffen wünschen, mehr den Krieg als Mittel zur Konfliktlösung sehen, und zwar die Katholiken mehr als die Protestanten, und die Protestanten mehr als Ungläubige¹⁴. Wie soll sich das mit unserem Evangelium des Friedens reimen?

Wir müßten vor allem für die schöpferische Alternative plädieren, denn selbst militärische Abrüstung bleibt wertlos, wenn sie nicht gepart wird mit moralischer Aufrüstung, wenn nicht den Menschen geholfen wird, eine neue Lebenserfahrung zu machen im Rahmen eines sinnvollen Lebensentwurfes.

¹⁴ Friedli a.a.O. 181.

Wir müßten darum die ganze westliche Welt ermutigen, ihre Intelligenz und ihre Technik, ihr Geld und ihren Stolz darin zu investieren, Entwicklungsprojekte großen Stiles durchzuführen, die Bewässerung der Sahara, die Ausrottung der tropischen Krankheiten, die Erhaltung der Natur. Man könnte jenes Prinzip der Römer nochmals ummodellieren und sagen: „Wenn du Frieden willst, kämpfe für Gerechtigkeit.“

Solange die Menschheit nicht den Mut hat, das Steuer herumzureißen, und solchen Prioritäten entgegenzusegeln, geht sie den Weg des Abgrundes und kann früher oder später, wie immer unerwartet, wie vom Blitz, von der Katastrophe überrascht und vernichtet werden. Die Kirche kann als Anwalt des Friedens nicht laut genug davor warnen, solange es nicht zu spät ist.

7. Unsere konkrete Aufgabe ist es, „den Weg des Friedens“ zu gehen“.

Inmitten dieser friedlosen Zeit ermahnt uns die Heilige Schrift, daß mit der messianischen Zeit der Augenblick gekommen sei, „unsere Schritte zu lenken auf den Weg des Friedens“ (Lk 1,79). Wenn wir die Hoffnung auf Frieden nicht aufgeben wollen, müssen wir die Aufgabe des Friedens in kleinen Schritten vollziehen¹⁵.

Wir müssen in unserem eigenen Alltag, im Umgang mit den Mitmenschen, darlegen, daß Aggression verlernbar ist, daß Rechthaben nicht der einzig richtige Standpunkt ist, daß wir nicht Diskrimination machen zwischen Weißen und Farbigen, zwischen Frommen und Atheisten, zwischen Reichen und Armen, zwischen „rechts“ und „links“. Leider tragen „Politik“ und Weltveränderung leicht bei zur Polarisation und können eine Gemeinschaft spalten. Die einen sehen Gewalt und Ungerechtigkeit nur im Osten, die anderen nur im Westen. Sachlichkeit, Ideologiefreiheit wäre der erste Schritt zum Frieden.

Wir müssen zusammen mit anderen Kreisen die Eskalation gewaltfreier Initiativen und Aktionen fördern. Wir haben noch eine große Konzientisierungsarbeit zu leisten und die Ideen und Einsichten, die wir jetzt gewonnen haben, in breitere Kreise zu tragen.

Wir dürfen auch mit Genugtuung feststellen, daß die Idee der Gerechtigkeit und des Friedens (Justitia et Pax) doch stark im Vormarsch ist, daß eine neue Spiritualität sich Bahn bricht, wo nicht mehr so sehr von Demut und Gehorsam und Selbstheiligung die Rede ist, sondern von Mut, Risiko, Engagement, Veränderung der Welt. Auch die Moraltheologie kennt nicht mehr bloß die individuellen Tugenden und Sünden, sondern betont sehr die Pflichten des Christen in bezug auf Ökologie, Frieden und Gerechtigkeit in der

¹⁵ *Friedli* a.a.O. 176–186, 201–218.

Welt¹⁶. Es gibt auch eine eigene Wissenschaft vom Frieden, die Irenologie, die heute an 78 Instituten und in 483 Zeitschriften und Veröffentlichungen betrieben wird. An mehr als 500 Höheren Schulen werden entsprechende Vorlesungen gehalten. Das ist noch keineswegs vergleichbar mit dem, was für den Krieg getan wird. Aber die Gegenkräfte erwachen immerhin und aus dem Schneeball kann vielleicht und hoffentlich – auch dank unseres Mitwirkens – eine Lawine werden.

Gewisse Kreise werden uns entgegenhalten, der Papst ermahne immer wieder die Priester und Ordensleute, sich nicht in Politik einzumischen. Demgegenüber wäre zu sagen, daß der Papst selber sehr „Politik“ macht. Man denke an seine Angelus-Ansprachen und an seine offiziellen Reden vor der UN, vor den diplomatischen Corps bei seinen Reden in verschiedenen Ländern usw. Gemeint ist offenbar, daß man als Vertreter der Kirche nicht Parteipolitik betreiben und sich auf die eine Seite gegen die andere stellen sollte, ferner, daß man nicht mit Waffengewalt seine politischen Ziele erkämpfe, nicht aber, daß man sich nicht um die Probleme der Gerechtigkeit und des Friedens kümmere.

8. Im Einsatz für den Frieden bauen wir auf die eine Kirche für die Welt.

Wenn wir früher von der einen Kirche sprachen, meinten wir vor allem die Einheit der Kirchenstruktur und der juridischen Unterordnung unter Rom. Heute erkennen wir besser, daß sich diese Einheit nicht mit menschlichen Strukturen begründet und garantiert, sondern im Glauben an den einen Herrn Jesus Christus, in der einen Taufe, in der gemeinsamen Liebe, in der einen Sendung, nämlich im Dienst des Friedens für die Welt.

Kirche hat heute nichts mehr mit europäischer Hegemonie zu tun. Sie lebt heute in allen sechs Kontinenten. Sie hat seit 1970 ihr Schwergewicht bereits in die Dritte Welt verlagert. Zu Beginn dieses Jahrhunderts lebten noch 77% der Katholiken in der westlichen Welt, folglich nur 23% in der übrigen Welt. 1970 aber zählte man bereits 51,86% der Katholiken in der Dritten Welt und bis 1980 hat sich die Proportion auf 57,56% erhöht. Man kann leicht voraussehen, daß im farnosen Jahr 2000 an die 70% der Katholiken in Lateinamerika, Afrika und Asien-Ozeanien leben werden. Die Kirche hat also überall mitzureden für den Frieden, und wir haben alles Interesse, die Kirchen gegenseitig zu stärken und im Austausch unserer Werte zur Koinonia (Gemeinschaft) der einen Kirche zu werden.

Dieser Austausch geschieht auf verschiedenen Stufen. Unsere Geldhilfe, die beachtlich und die wichtig ist, würde ich trotzdem auf der untersten Stufe ansetzen, weil sie nur einspurig ist und sich zwischen Spendern und Empfän-

¹⁶ Vgl. dazu den ganzen Band III von Häring a.a.O. Ferner Ch. Grannis, *The risk of the cross. Christian discipleship in the nuclear age*, New York 1981.

gern leicht gestörte Verhältnisse entwickeln können, und weil Geld trotz aller Nützlichkeit nicht an den Kern der Kirchlichkeit herankommt.

Auf der zweiten Stufe sähe ich den Austausch von Personal. Hier ist bereits die Phase der Einseitigkeit überwunden. Es gibt heute Missionare von und zu allen sechs Kontinenten. Wenn auch immer mehr Länder keine Visa mehr geben für Missionare und mehr und mehr Ortskirchen nicht mehr starken Bedarf haben an neuen Missionaren, so wird doch Gott immer den Missionsberuf bestimmten Menschen geben, und solche werden immer „Missionssituationen“ finden, in denen sie sich betätigen können, und wäre es „nur“ in Europa. Im übrigen ist die Welt von morgen rassisch gemischt und so wird es auch immer Missionare geben, hin und her, als Botschafter des Friedens zwischen den Kirchen und Kulturen.

Wieder auf höherer Stufe liegt der Austausch an Theologie. Nachdem die übrige Welt bis vor 20 Jahren ausschließlich westliche Theologie bezogen hat, sind wir heute in der glücklichen Lage, auch Theologie der Dritten Welt vorgestellt zu bekommen¹⁷.

Noch höher, weil nicht bloß intellektuell, sondern existenziell von Bedeutung, wäre der Austausch von pastoralen Erfahrungen mit den kirchlichen Basis-Gruppen, mit den priesterlosen Gemeinden, mit spontaner, kreativer Liturgie. Kirche soll nicht in allen sechs Kontinenten nach römischem Takt marschieren, sondern je eigene Vorstöße und Erfahrungen machen und dann durch den Austausch lebendige Kirche schaffen.

Die höchste Stufe schließlich wäre der Austausch von Lebensmodellen, von glaubwürdigem, christlichem Leben, von Heiligen, von Märtyrern der Gerechtigkeit. Solche Modelle zeigen uns, was es heißt, das Leben zu verlieren, um es zu gewinnen. In einer Zeit, deren hauptsächliche Krankheit die Sinnlosigkeit ist, können uns solche Modelle nicht bloß über Wasser halten, sondern uns Mut einflößen zum frohen Gehen auf dem Weg des Friedens.

Eine Kirche, die so in der Koinonia lebt und sich laufend erneuert und bereichert, wird ihr vorrangiges Interesse nicht mehr in der institutionellen Selbstreproduktion sehen, sondern in ihrer Hauptfunktion als Dienst an der Welt. Die Zusage der Unzerstörbarkeit wurde der Kirche von Christus nicht nur um ihretwillen gegeben, sondern um der Welt willen, weil die Welt immer eine solche Kirche braucht. Sie ist heute der mutige Sprecher für alle Menschen guten Willens, der initiative Dialogpartner aller Religionen, das allgemeine Sakrament des Friedens. Sie darf sich nicht an ihrem innerkirchlichen Meinungspluralismus zerfleischen, sondern muß sich gemeinsam zu ihrer Friedensaufgabe gegenüber der Welt aufraffen. Wir tun gut daran, uns mit dieser Kirche zu identifizieren, mit allen in der Kirche die Welt zu schalomisieren und so zusammen mit Jesus von jenem Gott und Vater Zeugnis abzulegen, der „ein Gott des Friedens“ ist (1 Thes 5,23).

¹⁷ Vgl. z. B. die neue Buchreihe bei Herder: Theologie der Dritten Welt, herausgegeben vom Missionswissenschaftlichen Institut Missio.